

Zeitschrift: Blätter für bernische Geschichte, Kunst und Altertumskunde
Herausgeber: Historischer Verein des Kantons Bern
Band: 13 (1917)
Heft: 4

Artikel: Vom alten und neuen Schweizer-Porzellan
Autor: Röthlisberger, H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-182675>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.05.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Heft 4.

XIII. Jahrgang.

Dezember 1917.

Erscheint 4mal jährlich, je 5—6 Bogen stark. **Jahres-Abonnement: Fr. 5.80** (exklusive Porto).

Jedes Heft bildet für sich ein Ganzes und ist einzeln käuflich zum Preise von Fr. 1.75.

Redaktion, Druck und Verlag: Dr. Gustav Grunau, Falkenplatz 11, Bern, Länggasse.

Vom alten und neuen Schweizer-Porzellan.

Von H. Röthlisberger.



auf dem blendendweissen, mit Ornamenten durchwobenen Tischtuch aber standen die Kannen, Tassen, Teller und Schüsseln, bedeckt mit hundert kleinen und grössern Bildwerklein, von denen jedes eine Erfindung, ein Idyllion, ein Sinngedicht war, und der Reiz bestand darin, dass alle diese Dinge, Nymphen, Satyrn, Hirten, Rinder, Landschaften und Blumenwerk mit leichter und sicherer Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht als die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers“. Können Sie sich eine ehrenvollere Beschreibung des Zürcher

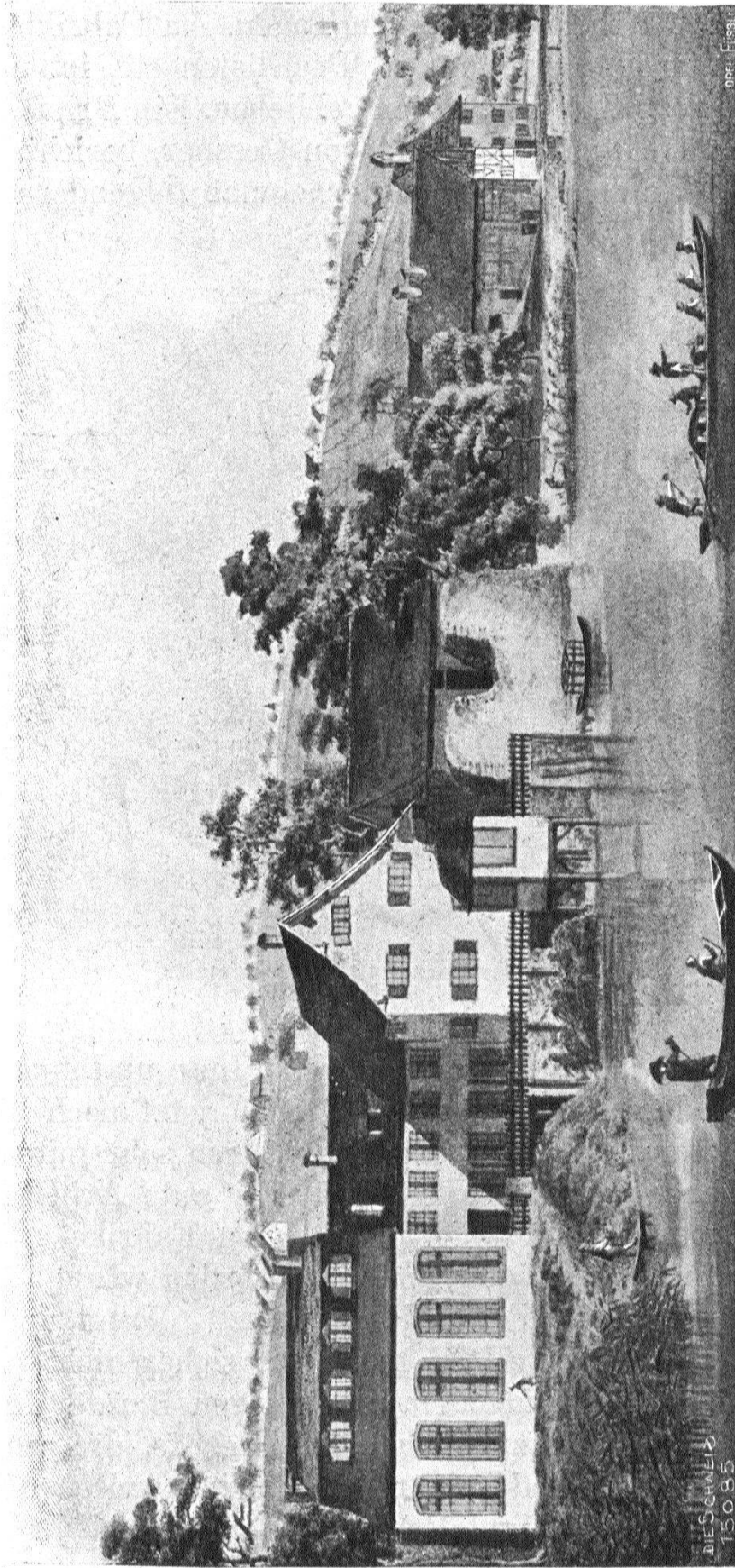
Porzellans ausdenken, als diese Darstellung von Gottfried Keller, da er über das Porzellan spricht, das Salomon Gessner bemalt hat? Und so zutreffend ist die Charakterisierung, dass wir in unsern spätern Ausführungen an Gottfried Keller erinnern müssen. Direktor H. Angst hat bei Anlass der Landesausstellung in Zürich den Dichter vor seine selten schöne Sammlung an altem Zürcher Porzellan geführt, und hier verriet der Wortkärge in einem heitern Gespräch, dass ein porzellanener Tabakskopf, gezeichnet „Salomon Gessner pinxit 1765“, ihm die eigentliche Veranlassung gegeben habe, Salomon Gessner im „Landvogt“ als Porzellanmaler darzustellen. Direktor Angst berichtet darüber in einer anregenden, reich illustrierten Studie (Jahrgang V „Die Schweiz“, der wir verschiedene Angaben und Bilder zu dem vorliegenden Aufsatz verdanken.

Das Porzellan führt uns zurück in das XVIII. Jahrhundert, es gehört mit in die Zeit, da man noch Mozart singen konnte, Gluck aufführte, kleine Almanache mit zieren Kupfern herausbrachte; sie, die Porzellantässchen, Kannen, Uhren, Vasen, Puderdosen und Essenzfläschchen gehören mit zu den feingliedrigen Stühlen, Tischchen und Vitrinen des Rokoko. Kauffahrteischiffe brachten die ersten Stücke an ostasiatischem Porzellan nach Venedig, und als Wunderdinge einer unerreichbaren Töpferkunst wurden diese behütet und bestaunt. Bis dann Böttcher auf die Zubereitung der Masse kam, die die Herstellung von ebenso durchscheinend feinen Tellerchen und Tässchen ermöglichte. Böttcher ist als Erfinder des europäischen Porzellans genannt und wird immer wieder als solcher mit Namen aufgeführt. Er kam als 11jähriger Junge in die Zorn'sche Berliner Apotheke, hantierte alsobald mit Mörser, Destillierkolben, Büchsen, Wagen, Flaschen, Alembiken, kam in Verbindung mit Alchimisten jener Zeit, mit griechischen Mönchen, Venezianern, wandernden Adepten, Zigeunern, die sich alle der spagirischen verrufenen Kunst verschrieben, die mit allen erdenklichen Bemühungen durch Mischungen, Destillationen, Beschwörungen Gold zu machen suchten. Nach einer Reihe von abenteuerlichen Erlebnissen kam er 1705 unter August II. von Sachsen als La-

borant zu Freiherrn von Tschirnhaus und wurde hier als Keramiker beschäftigt. Denn, wie aus dem Briefwechsel von Tschirnhaus mit Leibniz hervorgeht, hat dieser hervorragende Gelehrte sich schon in den Jahren 1688—1691 bemüht, unter der höhern Temperatur seiner Brennspiegel Bimstein, Asbest, Glas, Schiefer zu schmelzen; er gewann daraus verglaste Aluminiumsilikate. In einer Fortsetzung der Schmelzversuche mit Erden und Silikaten hat er das Porzellan gefunden und zwar im Gegensatz zum französischen Frittenporzellan (*porcelains artificielle*), das Hartporzellan (verglastes Tonerdesilikat). So berichtet er in einem Briefe an Leibniz, datiert vom 27. Februar 1694: „Ich habe diesen Winter in der Stuben sehr schöne Experimenta chymica gemacht, ohne alle chymischen Oefen, dadurch der Metallen und Mineralien generatio sehr klar erkennet wird; aller Fontium origo weiss gantz klar und sind solche alle lapificantes, ob man es gleich nicht in allen so sensibel mercket. Steine und Marmor wird in kleine Stücke zerschlagen und wieder gantz machen wie zuvor, wenn nur Zeit darzu habe, ausgenommen den Kieselstein, der wird auf gantz andere Art formiert . . . Woher Argillae limus kommbt, weiss sowohl a priori, das solche arte producieren kan und diess hatt mich auf die Gedanken gebracht, den Porzellan zu bereiten, welchen bishero alle Proben mir exacto reüssirt und keine contrar gangen . . . Diese Woche habe eine Probe in die Glashütten gesendet, wenn die reüssirete, so haben wir einen leichten Modum schöne beständiger und wohlfeyler Glas zu haben, als man bishero gehabt; ratio ist clara, dan ich brauche keine salia darzu. Dieweil aber diese Proben nur mitt meinem Brennspiegel gemachet, da es vollkommen angehet, so bin ich der Sache noch nicht gewiss, biss Proben aus der Glashütten habe, denn es könnde sein das ihr Feuer zu schwach wehre dergleichen zu praestieren.“ Zeitgenössische Urteile, Nekrologe auf den Naturforscher von Tschirnhaus sprechen diesem unstreitbar die Erfindung zu. Fontenelles und Réaumur setzten in ihren Vorträgen und Gedächtnisreden in der französischen Akademie der Wissenschaften (1709) dieses sächsische Porzellan dem chinesischen gleich. In den Leipziger *actis conditorum* (1709) steht: „In

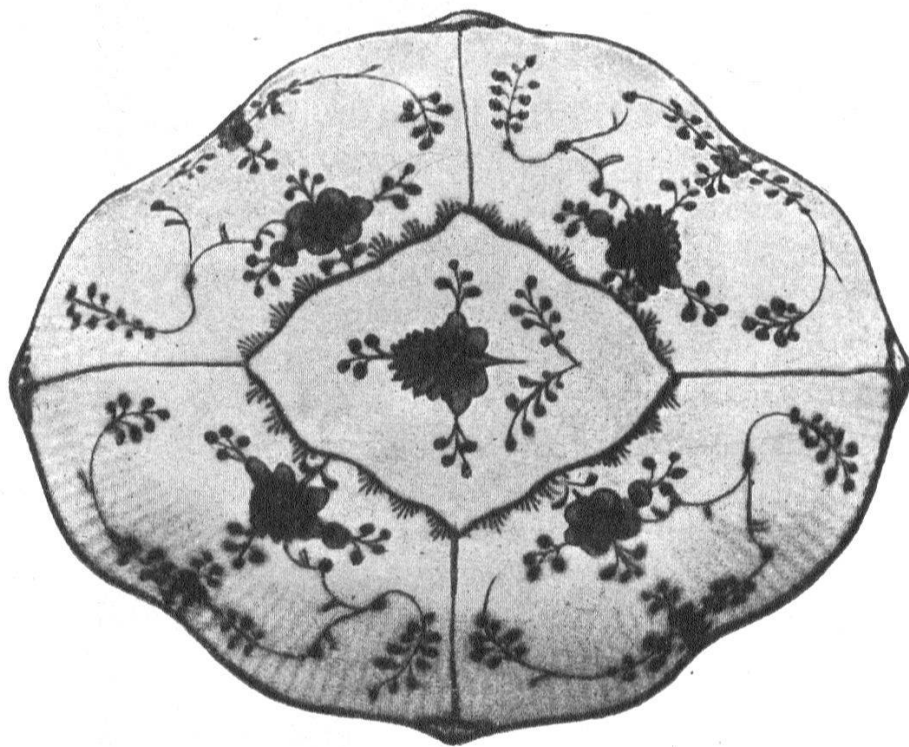
unserem Lande erfand er die geeignete Masse, aus der Porzellengefässe gemacht werden können“ und die *Curiosa saxonica* (1731): „denn eben der Herr v. Tschirnhausen ist derjenige, so die Massen zum Porcellain am ersten glücklich erfunden.“ 1703 entwarf Tschirnhaus vor August II. den Plan zur Gründung einer Porzellanfabrik. 1708 starb er und der einzige, der um das Rezept der Porzellanzubereitung wusste, war der Werkmeister Böttger. Dieser wurde 1710 zum Leiter der neuerrichteten sächsischen Porzellanfabrik ernannt und damit ist wohl sein Name irrtümlich mit der Erfindung dieser vielbegehrten Masse in Verbindung gebracht worden. Um die Aufklärung des eigentlichen Tatbestandes haben sich Hermann Peters (*E. W. v. Tschirnhaus, Erfinder des sächsischen Porzellans, Chemiker - Zeitung* 1908) und Franz Strunz (*Die Vergangenheit der Naturforschung, ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes, Jena* 1913) wichtige Verdienste erworben.

Das XVIII. Jahrhundert wurde zur Blütezeit der Porzellanindustrie; Liebhaberei und Sammlereifer in jedem fürstlichen Hofhalt bis zu den Noblen der Aristokraten und Handelsstädte galten dem Porzellan; Geschenke in grossen Servicen, in einzelnen Vasen und bemalten Figurengruppen wurden ausgetauscht. So konnten gross angelegte Manufakturen in Sèvres, in Berlin, Ludwigsburg und Kopenhagen, in Marieberg, Stralsund und Petersburg entstehen. Da die regimentfähigen Geschlechter unseres Landes vieles aus den Gepflogenheiten an französischen und deutschen Höfen mit nach Hause brachten, entsprach die Einrichtung einer eigenen schweizerischen „Porcellain fabrique“ der Lebenshaltung jener Zeiten. Die Anregung dazu muss aus vornehmen Zürcherfamilien geworden sein; sie fand in Salomon Gessner alsbald einen warmen Förderer und feinsinnigen Mitarbeiter. Aus drei Kaufbriefen, die H. Angst zitiert, geht hervor (10. August 1763, Oktober 1763 und 1766), dass die Fabrik 1763 eingerichtet wurde in einem geräumigen Haus am See im Schoren bei Bendlikon, mithin in unmittelbarer Nähe der Stadt. Die Abbildung der Anlage mutet wie eine Porcellain-Vedute an und spricht zum vorneherein für die geruhige,



Das Gebäude der frühern Porzellanfabrik Schorren, Bendlikon am Zürichsee (Druckstock «Die Schweiz»).

schöne Art des Arbeitens in jenen Tagen. An Fabrikbüchern und Briefmaterial, Bestellungen, Preislisten etc. ist uns leider nur spärliche Kunde erhalten geblieben. Ein Brief, datiert vom 3. März 1764, aus der Hand von Gessner, berichtet über dessen Anteil an dem jungen Unternehmen folgendermassen:



Altes Zürcher-Porzellan, blau bemalt.

„Ich habe vieles für die neue Fabrike zu thun und musste zugleich das andere nicht versäumen, auch jetzt noch bin ich stark mit dieser Sache beschäftigt, die ihren sehr guten Weg geht. Wir haben schon ziemlich viel sehr gute Arbeiter und Arbeit, die man in einer neu angehenden Fabrike so schön nicht vermuthet. Künftigen Frühling werden wir unser Magazin öffnen und den Verkauf anfangen.“ Wenn uns auch weitere Dokumente fehlen, so gehen wir sicher nicht fehl, in Gessner den feinempfindenden, umsichtigen Berater in allen künstlerischen Fragen zu finden. Die Dekors, die unmittelbar auf seine Stiche und Zeichnungen zurückweisen und der Geist der Stilisierung und Raumverteilung in den übrigen Studien, ja selbst die sorgfältig bemessenen Proportionen in

der Form der Teller, Vasen, Dosen und Schüsseln tragen sein Empfinden. Und gerade Gessners Eigenart, kleine Landschaftsausschnitte liebevoll in den Einzelheiten und doch graphisch streng zu fassen, hat dem Zürcher Porzellan in all seiner bürgerlichen Beschränktheit einen guten Namen eingetragen, so dass damals schon und heute erst recht in den



Altes Zürcher-Porzellan, blau bemalt.

Landschaftsdarstellungen auf Porzellan unter allen Erzeugnissen ähnlicher Art das Zürcher Geschirr an erster Stelle steht.

An Gessners Seite treffen wir den Bildhauer Valentin Sonnenschein, der als Flüchtling von Ludwigsburg nach Zürich kam. Ihm müssen wir ohne Zweifel die Modelle zu den reizenden, leicht getönten Trachtenfigürchen, zu den Gruppen und Puttendekors zuschreiben. Valentin Sonnenschein steht bei uns Bernern in einem guten Andenken; er siedelte nach Bern über und hat hier als Zeichenlehrer an der Literar- und Kunstschule gewirkt; das Berner Museum birgt eine grössere Zahl von gebrannten Tonfiguren aus seiner Hand, die in ihrer Fassung an die Plastiken des Zürcher Porzellans erinnern. Er war es, der in nieversagender Unternehmungs-

lust in den unsichern Tagen der Helvetik an den Minister Stapfer das Bittschreiben um die Behütung der schönen Künste und Errichtung einer freien Zeichen-Akademie abfasste; er steht am 24. Januar 1799 neben Freudenberger, Dunker, Stürler, S. Wagner u. a. mit unter den Gründern der bernischen Kunstgesellschaft. Wie muss er vorher schon als junger Mann im Zürcher Kreis gewirkt haben, anregend und ermunternd unter Gleichgesinnten. Auch Heinrich Füssli, der Maler, wird unter den Künstlern genannt, die für Schoren tätig waren.

Das Zürcher Porzellan steht aber auch als Fabrikat, als technische Leistung in gutem Ansehen und dies ist dem Fachmann, dem Keramiker Adam Spengler zu verdanken. Ein Manuskript der Zürcher Stadtbibliothek bezeichnet ihn als Bürger von Schaffhausen, während ihn A. de Molin als *céramiste d'Höchst près Francfort* nennt. In Uebereinstimmung mit den frühesten sächsischen Versuchen und ersten französischen Gepflogenheiten stellte man in Zürich zuerst auch blosses Frittenporzellan her (*Pâte tendre*) oder *porcelain artificielle*, das will heissen, man hielt sich vorerst an das einheimische Material in Quarz und Feldspath ohne Kaolinzusatz. Da aber feinere Formen in dieser schweren Masse nie herauszubringen sind, führte man alsdann die eigentliche Porzellanerde ein (Kaolin), und aus dieser Mischung gewann man das harte Porzellan (als verglastes Tonerdesilikat), *la porcelaine dure*. Aus dieser Masse, in einem etwas gelblichen Ton, ist weitaus das meiste Zürcher Porzellan geschaffen. In der Dekoration verwendeten die Zürcher sehr oft das Blau der Meissener Stücke, benutzten auch in freier, doch ornamental strenger Anwendung das sog. „Zwiebelmuster“, brauchten Rot in verschiedenen Nuancen und wurden farbig reicher, wenn es galt, Stilleben oder Landschaftsdarstellungen anzubringen. Gold wurde als Randlinie, als besondere Zugabe, doch wohlweislich spärlich bloss verwertet. Technisch und künstlerisch interessant sind die Vignetten und Landschaftsvedutten, die nach Kupferstichen farbig, zumeist aber in Schwarz auf Fayencen mit weisser Zinnglasur übertragen wurden. Hierüber gibt das vorhin erwähnte Manuskript der

Zürcher Stadtbibliothek willkommenen Aufschluss: „Herr Adam Spengler, Bürger zu Schaffhausen, Direktor jener Porzellanfabrik in Schoren, war Erfinder der Methode, irdenes Geschirr mit Kupferstichen zu zieren. Billig ehren wir sein Andenken. Bei guter Erziehung und früherer Geistesbildung,



Altes Zürcher-Porzellan, korallenrot bemalt.

die er wegen der Armut seiner Eltern nicht geniessen konnte, wäre er ein ausgezeichneter Mann geworden, da er es unter widrigen Umständen vom gemeinen Hafner zum geschickten Fabrikanten brachte. Um seine Kunst zu bewerkstelligen, liess er die Kupferplatten mit Mineralfarbe, die mit ganz dick gekochtem Leinöl angemacht war, warm einreiben und so auf Seidenpapier abdrücken, welches dann auf die mit Terpentineist bestrichene Ware eingerieben wurde, wo sich die Zeichnung wieder abdrückte. Durch Abkühlung im Wasser geht das Papier mit Zurücklassung des Kupferstiches oder der Zeichnung ab. Um das Oel und den Terpentin zu zerstören, liess er das Geschirr leicht brennen und dann glazieren. Was nicht schwarz, sondern koloriert werden sollte,

wurde vor dem letzten Brennen noch mit der Mineralfarbe ausgemalt.“ Die Fabrik fand für ihren Vorrat nicht den gewünschten Absatz, da wohl die Fabrikationstechnik vorzüglich ausgebildet, die Handelsbeziehungen aber nicht in der notwendigen Weise unterhalten wurden und fürstliche Aufträge in keiner Art die Schwierigkeiten beheben konnten. Gessner starb 1788, alsbald folgte auch der Mitgründer Rats herr Martin Usteri und zu allem Unglück 1791 der Fabrikdirektor Adam Spengler selbst. So musste denn auf 31. Dezember 1791 die Gesellschaft aufgelöst und die Fabrik samt Inventar veräussert werden. Die folgenden Jahre der Revolution und kriegerisch argen Wirren erlaubten keinen Aufschwung mehr, so dass von 1803 an bloss noch die Herstellung von gewöhnlichen Fayencen weiterbetrieben wurde.

Neben dem Zürcher Geschirr kennen wir in unserem Lande aus dem XVIII. Jahrhundert das Nyoner Porzellan. Da die Westschweiz unter der Oberhoheit des Standes Bern in mannigfachen Beziehungen mit Paris verbunden war, nahm man durch lange Jahre hindurch an, in Nyon gewissermassen einen Ableger von Sèvres zu finden. Albert Jacquemars hat diese Darstellung noch wahrscheinlicher gemacht, indem er in seiner Arbeit, *Histoire de la céramique* 1884, einen Maubrée, peintre parisien, als Gründer der Nyoner Fabrik angibt. Nyon galt als eine Gründung von Flüchtlingen aus Sèvres, die Paris zur Zeit der Revolution verlassen hätten. Erst M. J. Michaud, directeur actuel de la Poterie de Nyon und vor allem Alois de Molin, conservateur du Musée cantonal haben dieses Märchen zerstört. de Molin unternimmt dies auf Grund eingehender Studien und Auskünfte des derzeitigen Conservateurs M. Edouard Garnier de Sèvres, von Lessing, Direktor des Kunstgewerbemuseums Berlin, Mollerup & Madsen Muxüm, Kopenhagen, Looström, Direktor des Museums in Stockholm und Simon Posanoff, Archiviste in St. Petersburg. Er hat das Aktenmaterial, Briefstellen, Auszüge aus den Fabrikbüchern und Preislisten mit einer eingehenden eigenen Würdigung und Beschaffung von reichen, zum Teil farbigen Abbildungen vereinigt zu einer „*Histoire documentaire de la Manufacture de Porcellaine de Nyon*“,

Lausanne bei Georges Bridel & Cie. 1904. Dieser zuverlässig und reich belegten Arbeit entnehmen wir bestimmte Angaben, sowie einen Teil unseres Illustrationsmaterials.

Wer die frühesten Stücke von Nyon aufmerksam betrachtet, dabei an Sèvres-Porzellan denkt, der muss ohne Zweifel erkennen, dass hier keine weitere Gemeinschaft besteht, dass vielmehr die Services bleu et camaïen rose nach Meissener Art erstellt und im Sinn jener Dekors verziert erscheinen. So tönt es keineswegs verwunderlich, wenn zwei Deutsche, Ferdinand Müller und Jakob Dortu heute als Gründer der Fabrik bezeichnet werden. Sie kamen 1781 nach Nyon; über die Anfänge der Gründung geben die Aufenthaltsbewilligung und die folgende Eintragung Aufschluss: „Le Sr. Ferdinand Muller ayant paru, a prié Messieurs du Conseil (de Nyon) de lui accorder et au Sr. Jacob Dortu, son gendre, fabriquant de porcelaine, habitués dans cette ville dès environ vingt mois, un certificat et témoignage de leur conduite, et comme ils ont contenue leurs ouvriers et autres personnes qu'ils ont employés, sur quoy délibéré, Messieurs du Conseil de leur ont accordé unanimement et leur sera expédié en due forme.“ Ferdinand Müller war gebürtig aus Frankenthal; er gab an, in Kopenhagen und St. Petersburg in den fürstlichen Manufaktureien gearbeitet zu haben; aus den Nachforschungen von de Molin ist ersichtlich, dass Müller wohl unrichtige Angaben gemacht, ein Gebahren, das mit seinen übrigen Charakterzügen im Einklang steht und das ihm in der Folge nur einen verhältnismässig kurzen Aufenthalt in Nyon gestattete. Eine interessante Darstellung steht hierüber im konfidentiellen Bericht des Vice-Bailli Stettler an die Berner Regierung, vom 6. März 1787: „Im Ansehen seiner Aufführung ist mir selbst nichts bekannt; in dem Ruf stehet er, dass er dem Wein sehr ergeben, auch ist die gemeine Argwohn, er habe zwei Weiber. Mit der einen hat er hier ein Kind gehabt, das andere soll in Genf seyn und ist weltkundig, dass das hiesige, mit welchem er hier lebt, weggeführt, gleich wie auch das Kind, übrigens ist er katholischer Religion, folglich nicht zu hoffen, dass er allhier verbleiben werde.“ Jakob Dortu stammt aus einer ursprünglich französischen

Familie aus der Champagne, chassés par les persécutions de Louis XIV. In den Registres de la Paroisse française zu Berlin ist die Familie von 1692 an eingetragen und Jean-Jacques Dortu kam mit 15 Jahren als Lehrling in die königliche Por-



Encrier de Mme. Revillod de Rive. Pot de style japonais. Petit pot à dessert.
Nyoner-Porzellan, Musée de l'ariana, Genève.

zellan-Manufaktur, ist von 1764—1767 in den Fabrikbüchern unter den „Blau- und Buntmalerlehrlingen“ angeführt. Nach seiner Tätigkeit in Marieberg (G. H. Sträle, Mariebergs historia och tillverkningar) und Stralsund kam er mit Müller in die Schweiz. Dortu gewann in Nyon an Ansehen; er wurde sogar Mitglied des Gemeinderates, obgleich er, von französischer Abstammung, in seinen Aufzeichnungen mit der französischen Sprache Zeit seines Lebens nur schwerlich zurecht kam. Der Umstand, dass in unmittelbarer Nähe von Nyon, in Eysins und Arzier aus Savoyen Rohmaterial zu beziehen war, mochte die Gründung der Fabrik an dieser Stelle veranlasst

haben. Das Kaolin hingegen mussten sie aus Limoges herholen. Zudem waren mit der Lage zwischen Bern und Genf mannigfache Handelsbeziehungen möglich, die in der Folge auch zum Austrag kamen. Im Gegensatz zu den Zürcher-Verhältnissen sind wir über die Fabrik in Nyon und ihre Ent-

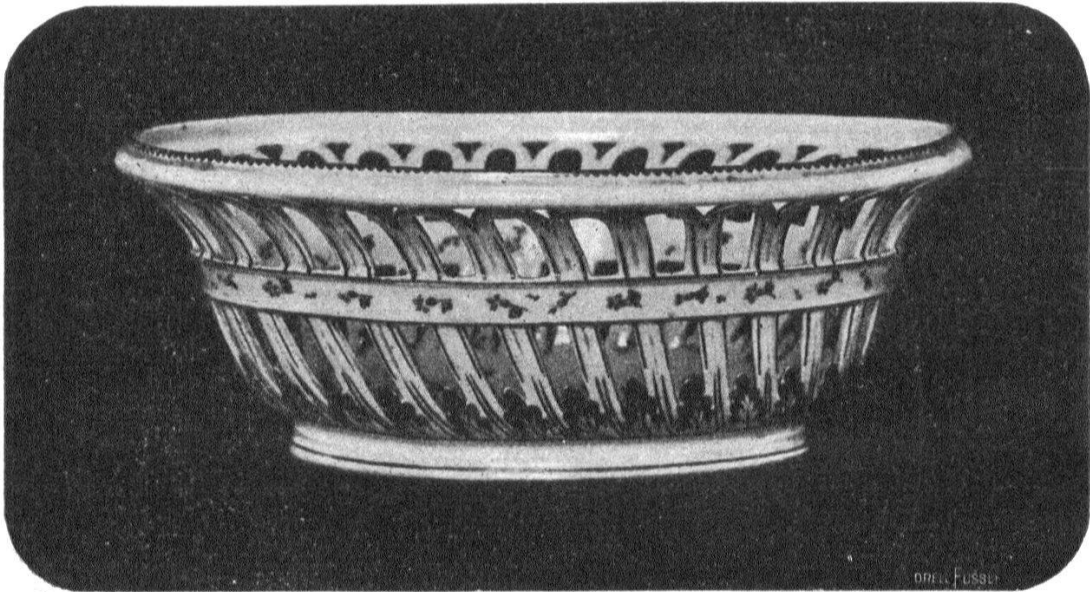


Altes Nyoner-Porzellan: Petit pot à crème Mme. Chatelangat-Bonnard, Nyon.

wicklung ausserordentlich gut unterrichtet, da heute noch das Fabrikbuch, ein Foliant mit 190 Seiten, mit zuverlässigen Eintragungen, Arbeiter-Verzeichnissen, Preislisten, Kundenschaftsnachweisen etc. zur Einsicht steht. Die Mitarbeiter-Liste zeigt uns, dass die Keramiker jener Zeiten häufig wanderten; wir treffen in Nyon Leute aus den verschiedensten Manufaktureien nebeneinander. Zwei, Caspard und Conrad Maurer, kamen von Zürich her, hatten dort unter Adam Spengler gearbeitet. Joseph Revelot war ein Arbeiter der

Manufacture royale du Roy de Pologne in Lunéville. Joseph Pernoux und Cristophe Rath hatten ihre Lehrzeit in Ludwigsburg durchgemacht, während in Louis Elps ein Meissener Arbeiter vor uns steht.

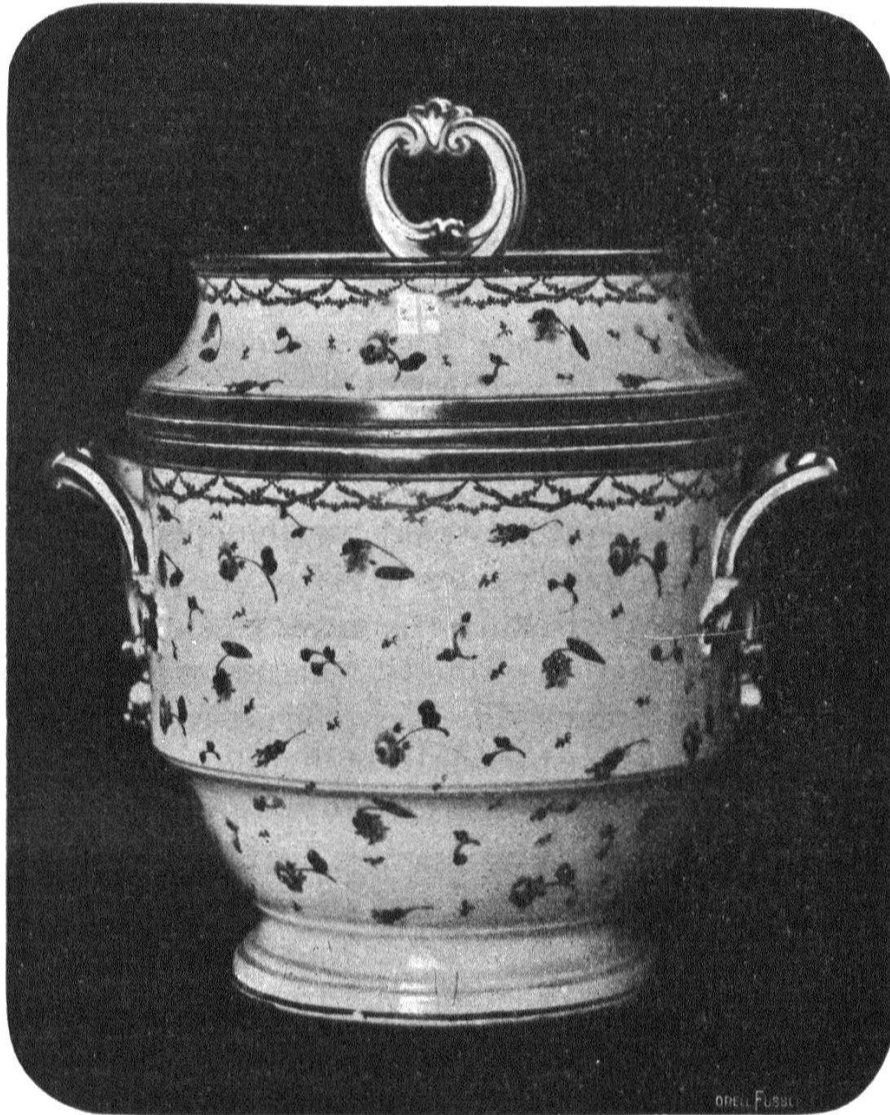
Unsere vorhin angedeutete Vermutung über die Handelsbeziehungen wird bestätigt durch das Verzeichnis der regel-



Altes Nyoner-Porzellan: Corbeille ovale, décor fleurettes. Musée cantonal Lausanne.

mässigen Abnehmer und der gelegentlichen Kunden. Hierin steht durch alle Jahre hindurch ein Genfer Haus: Jean Adam Mülhauser an erster Stelle; dazu Jean Michel Schmid, Genthon in Genf, Lerèche & Gonthier, Albert-Louis Robert in Lausanne, Louis Hortin, Veuve Hermann in Bern. Auch im Ausland hatte die Fabrik zahlreiche Vertretungen, in Gênes, St. Petersburg, Cadix, Livorno, Amsterdam. Unter den direkten Bezügen aus der Fabrik durch Private sollen uns an dieser Stelle etliche Berner Familien interessieren: de Grafenried, de Blonay, M. Weiss de Daillens, Imhoof, ministre allemand, Commandant de Wattenville, Jacques Burgy, Isooz, fils, de Wattenville de Molens, la Trésorière Daxelhofer, de Frisching de St. Jean, Mme Wild, née Fröhlich, Fr. Gruner, Isenschmid & Cie., M. d'Erlach, Rohr, ministre à Wangen, Mme. de Goumoëns etc.

In gleicher Weise wie Schoren stellte auch diese Fabrik fürs erste auf die einheimischen, vorhin genannten Materialien ab und produzierte daraus „la fausse porcelaine, ce que les antiquaires appellent „pâte tendre“. Erst mit der Zumi-



Altes Nyoner-Porzellan: Grande terrine à couvercle dite «Pôt-pourri» (olla podridra). Musée cantonal, Lausanne.

schung von Kaolin konnten sie das harte Porzellan herstellen und dies nun in einem Weiss und in einer Zartheit, das erstaunlich ist. In den Formen zeigen sie sich mannigfaltiger als Zürich und in einzelnen Stücken von durchgebildet schönen Proportionen. Ich möchte bitten, daraufhin in unsern

Abbildungen den Petit pot à crème zu beachten, wie der Henkel mit einer Eleganz aus dem reich gewellten Rand herauswächst, in eine Spitze ausläuft und zu der bauchigen Wandung zurückkehrt, dort akkurat am rechten Ort ansetzt, nicht zu hoch und nicht zu tief, wie des weitern die Rundung in die drei untergestellten Füsse hinüberleitet. Oder Stücke, wie die Grande terrine à couvercle dite, „Pot-pourri“, oder das „corbeille ovale décor fleurettes“ — sie sind, verglichen mit fürstlichen Aufträgen an Meissener Vasen, Berliner Tafelaufsätzen, einfach, recht schlecht bürgerlich und doch in der Selbstverständlichkeit ihrer Form, in der Grösse des Fusses, des Deckels, im Profil bis hinauf zum ausladenden Rand von einem bestrickenden Liebreiz. Und wir begreifen den Stolz, mit dem die Nachkommen der Kenner und Sammler jener Zeiten heute noch ihre Vitrinen öffnen und ein dergestaltet Stück in zierlichen Händen hin und her behutsam wenden.

Dortu hat in seinem Prospekt verschiedene Kategorien unterschieden: les déjeuners; les services de table, les ustensiles de toilette et les vases d'ornement. In den Formen und erst in den Dekors variierten die Stücke mannigfach. Die frühesten Erzeugnisse tragen die Décors en bleu et blanc façon de Saxe. Das Zwiebelmuster in Kobalt unter der Glasur aufgetragen. Das Muster aber wieder in einer selbständigen Durchbildung, die auffällt, wenn wir Zürcher oder Meissener Porzellan dagegen halten. Es sind dies Ornamentverzierungen, dem Porzellan gemäss, in einer vorbildlich strengen Art. Daneben können wir in den Verzierungen des Nyoner Porzellans unterscheiden: Décors en fleurs camaïen ou divers couleurs sans or (vornehmlich im sog. Korallenrot), Décor blanc et or, Décors mille - fleurs (Streublümchendekor), Décor trophées, Décor silhouettes et monogrammes, Décor guirlandes et rubans, Décor paysages, Décor rinceaux, Décor teintes plates, les statuettes. Trotz vielfachen Anlehnungen in der Form und in Verzierungen an Meissen, Sèvres, an die herrschenden Formen des Zeitstils, liegt doch in den weitaus meisten Stücken etwas künstlerisch so Selbständiges, dass wir Müller sowohl, wie vor allem Dortu grosse Sachkenntnis, künstlerische Eigenart und Geschick in der Auswahl ihrer

Modelleure und Maler zutrauen müssen. Nachdem in einem längern Streit Ferd. Müller und später ein Mittheilhaber mit Namen Zinkernagel austraten, war der Fabrik eine ruhige Entwicklung beschieden. Wir finden im Etat des créanciers vom 31. Mai 1790 eine Summe von 48,700 L. verzeichnet, an der Veret & Bonnard mit 12,000 L., Fr. Dortu mit 8000 L. beteiligt waren; so wurde die Fabrik als „Société Bonnard, Veret & Cie. ou plus simplement Dortu & Cie.“ geführt. Von 1793 an bis 1813, in den schweren Zeiten der Revolution, arbeitete die Fabrik weiter, doch so, dass das Lager sich immer mehr füllte und der Absatz von Jahr zu Jahr geringer wurde. Es stellten sich demnach, bloss um etliche Jahre später, die nämlichen Schwierigkeiten ein wie in Zürich, die 1813 zu einer Liquidation führen mussten. Eine Kommission wurde zur „Sanierung“ eingesetzt; man suchte sich des Leiters, des alten Dortu zu entledigen, bot ihm für das Fabrikationsgeheimnis, das alle Keramiker streng behüten, die Summe von 200 Louis an. Dortu konnte und wollte mit diesen Leuten nicht verkehren; er beauftragte seinen Schwiegersohn Veret mit den langwierigen beschämenden Verhandlungen. Aloys de Molin berichtet darüber an Hand des Protokolls und der Expertenberichte in einem längeren Kapitel. Er steht für den greisen Dortu, für die Kunstübung^o des XVIII. Jahrhunderts ein und sucht in gründlicher Sachkenntnis und Ueberlegung die Veranlassung nicht bloss im Ungeschick einzelner Personen, sondern vielmehr im Gegensatz zweier Weltanschauungen; er tut dies mit einer Anteilnahme, dass wir uns nicht versagen können, seine treffenden Worte hierher zu setzen: „un drame intime que l'on devine poignant. Que l'on songe aux tristesses de ce vieillard, âgé de près de soixante et dix ans, qui a consacré en Suisse plus de trente ans de sa vie à une industrie d'art difficile et charmante, de la voir sombrer au milieu de l'indifférence du public et des récriminations de plusieurs. Il a longuement peiné, lutté pour l'existence, une existence précaire et menacée. Il s'est fait inventeur sur le tard et, compulsant sa chimie de Chaptal, il a su arracher leur secret à ses créations nouvelles qui tuaient son industrie.

Et c'était de bonne guerre, il a fait, on dirait aujourd'hui

contrefait, des poteries de Wegwood, sa „Terre étrusque“ ses camées, ses grès et enfin, sans doute, le désespoir dans l'âme, il a dû s'abaisser lui, un porcelainier, à étudier la préparation de ce produit presque vulgaire, de cette „Terre de Pipe“ dont le nom revient comme un refrain monotone et irritant à toutes les pages du protocole.

Et enfin, lorsqu'il y est arrivé à force de manipuler les sables de Besançon, de Nidau et de Conseilles, la terre de Larnage, celles de Zweysimmen et de l'énigmatique Cuvaloup, lorsqu'il a trouvé un produit qui a „plein succès“ ou lui marchandé son secret, ou lui reproche d'avoir coûté cher et on le pousse dehors, hors de cette petite cité où il avait retrouvé une seconde patrie, où il a une fille mariée, des petits enfants, les tombes de ceux qu'il a perdus.

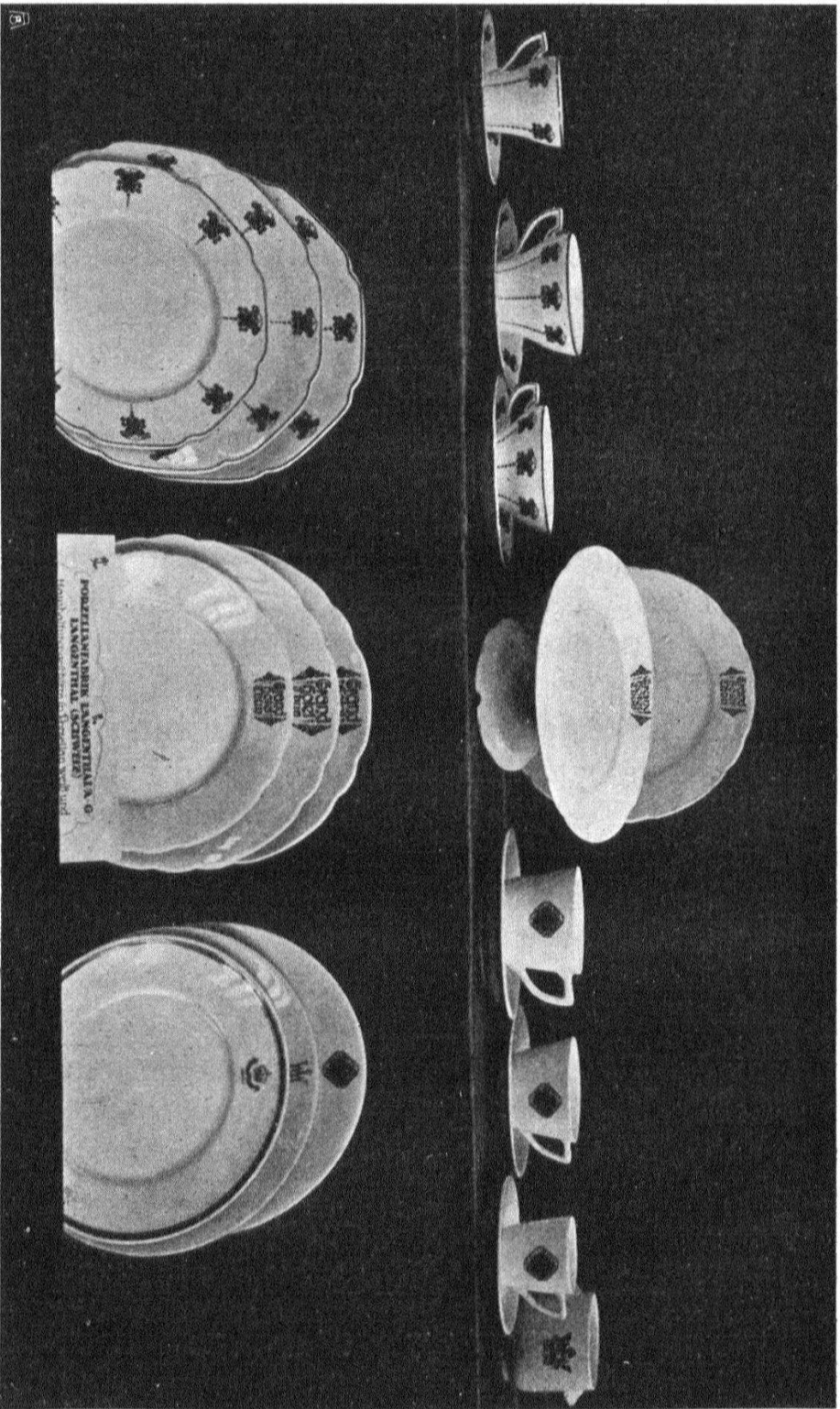
Nous n'avons pas de reproche à faire à ceux qui gâtèrent la fin de sa vie, hommes que l'on sent parfaitement probes et corrects. Mais ce sont des hommes des temps nouveaux, d'après la Révolution; ils ne pouvaient pas comprendre une âme d'artiste du siècle précédent. Ah! certes, Jacob Dortu n'était pas un homme d'affaires; nous l'avons déjà constaté dans la période de 1787—1793, et nous le retrouvons tel en 1813. Il a peur des ces discussions de chiffres, des ces rédactions de traités. Il soupçonne, à tort certainement, toutes sortes de pièges se retire dans sa coquille et délègue son gendre. Et c'est un des côtés curieux de ce petit drame que ce duel inégal entre le XVIIIe siècle épris d'art et le XIXe plus soucieux de réalités. A l'un, la porcelaine, à l'autre, la terre de pipe. Ce sont bien leurs emblèmes.“

Damit wurde in der Schweiz die Porzellanfabrikation eingestellt und im Verlauf des ganzen XIX. Jahrhunderts waren wir auf die Einfuhr vom Ausland her angewiesen. Erst 1906 wurde nun in Langenthal eine schweizerische Porzellanfabrik gegründet, die dann unter der Leitung von Direktor Klaesi den Betrieb aufnehmen konnte. Die Fabrikation ist, im Vergleich mit Schoren und Nyon, selbstverständlich auf eine Massenherstellung abgestellt. Dort eine Produktion mehr dem alten Handwerk gemäss, hier die neuzeitliche Industrie. Und doch ist gar manches, eigentlich das Wesentlichste in der

Porzellanherstellung durch all die Jahre hindurch gleich geblieben. Technische Neuerungen für den Grossbetrieb sind, ähnlich der Lithographie-Technik, einbezogen worden und doch kommt man immer wieder auf das Grundlegende der ersten Versuche zurück, um hier Rat zu holen. Die Mischung der Masse ist in ähnlicher Weise durchgeführt. M. Savreux, directeur de l'école suisse de céramique de Chavannes - Renens gibt in seiner übersichtlich gehaltenen Schrift *l'Art de la céramique en Suisse et l'école suisse de céramique*, Genève, Imprimerie Atar 1914 einige Zusammensetzungen an:

Kaolin lavé	64	Kaolin	38	Kaolin	44
Quartz	15	Quartz	29	Quartz	16
Feldspath	15	Feldspath	36	Feldspath	40
Craie	6				

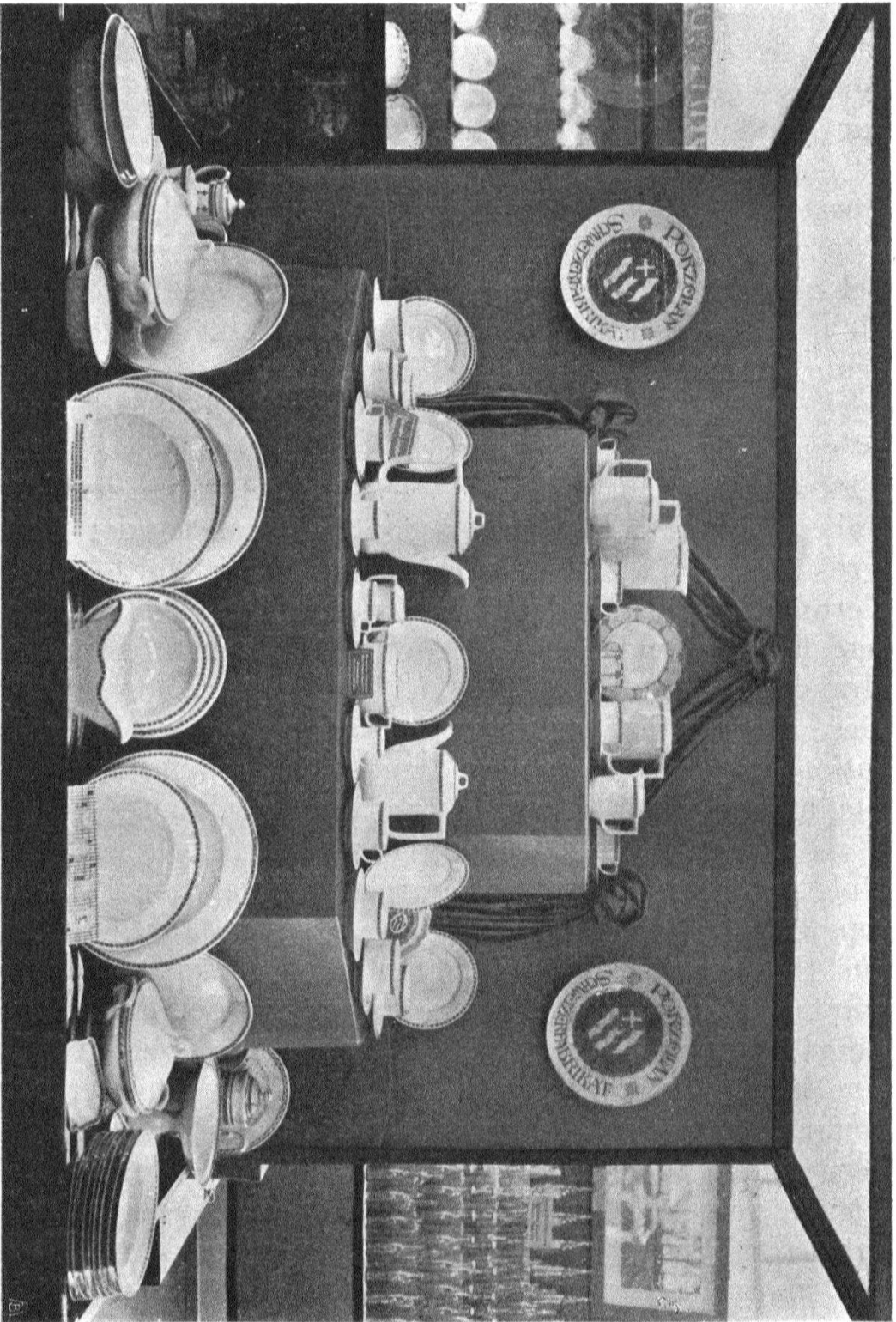
Feldspath und Quarz werden als Gestein oder Sand fein gemahlen im sog. Kollergang und in der Kugelmühle. Dann wird Wasser hineingeleitet und dem Brei im Rührwerk Kaolin zugemischt. Das überflüssige Wasser wird in der Filterpresse entfernt und in einer Schlagmaschine werden Luftteilchen, die im Gemenge enthalten sind und die die Masse in ihrer gleichmässigen Festigkeit beeinträchtigen müssten, hinausgetrieben. Die derart verarbeitete Masse kann nun als dickflüssiger Brei für das Drehen verwendet werden. Die runden Formen werden durch Drehen nach Töpferart erstellt, während alle übrigen Formen gegossen werden. Hiezu wird dann die Masse wieder mit Wasser unter Sodazusatz verdünnt. Der Modelleur hat für die Gegenstände Modelle angefertigt und davon sind erst Gips-Negative erstellt worden. Da hinein wird nun die Masse gegossen; der Gips saugt das überflüssige Wasser sofort auf und die Porzellanmasse bleibt hernach in der gewünschten Form stehen. Wenn diese rohen, gedrehten oder gegossenen Stücke trocken sind, werden sie im Ofen dem Verglühbrand ausgesetzt, d. h. einer Hitze von 800—900°. Hernach werden die ausgeglühten Stücke nach dem Erkalten in die Glasur getaucht. Diese Glasur muss in einer noch höheren Temperatur eingebrannt werden; deshalb wird das Geschirr in Schamottekapseln (Behälter, aus Tonerde erstellt)



Langenthaler-Porzellan, Hotel-Service (Druckstock «Das Werk»).

eingeschlossen und auf diese Weise, der Farbglasproduktion ähnlich, in einer Temperatur von 1400—1500° endgültig zu Porzellan gebrannt. In diesen Oefen (Glattofen), mit Verwendung der Schamottemuffeln erreicht man jenen Hitzegrad, den schon Tschirndorf (siehe Einleitung dieser Darstellung) zur Herstellung des eigentlichen Porzellans verlangte. Damit ist das weisse, unverzierte Porzellanstück fertig erstellt. Die Bemalung erfolgt den althergebrachten Gepflogenheiten der Töpferei gemäss entweder als Unterglasurmalerei oder als Schmelzmalerei. Im erstern Falle wird das Porzellanstück, die sog. Glühscherbe nach dem ersten Brand, d. h. also vor dem Glasieren dekoriert; die Glasur kommt dann darüber und wird hernach im Glattofen eingebrannt. Die Schmelzmalerei ist ein Malen auf die Glasur; die Farbe wird hernach im Muffelofen eingebrannt. Wie wir aus dem Dokument der Zürcher Fabrik zeigten, suchte man schon früher neben der Handmalerei für grössere Posten mechanische Hilfsmittel zur Verzierung, als Beispiel den Ueberdruck von Stichen auf die Tassen, Kannen und Servierbretter. Da Langenthal mit einem Brand im Glattofen 12,000 bis 15,000 Stück gewinnt, muss diese Fabrikation selbstverständlich auf eine Massen-Dekoration abstellen. So werden Stempel in Anwendung gebracht, Stahldruck, sogar Chromolithographie (!).

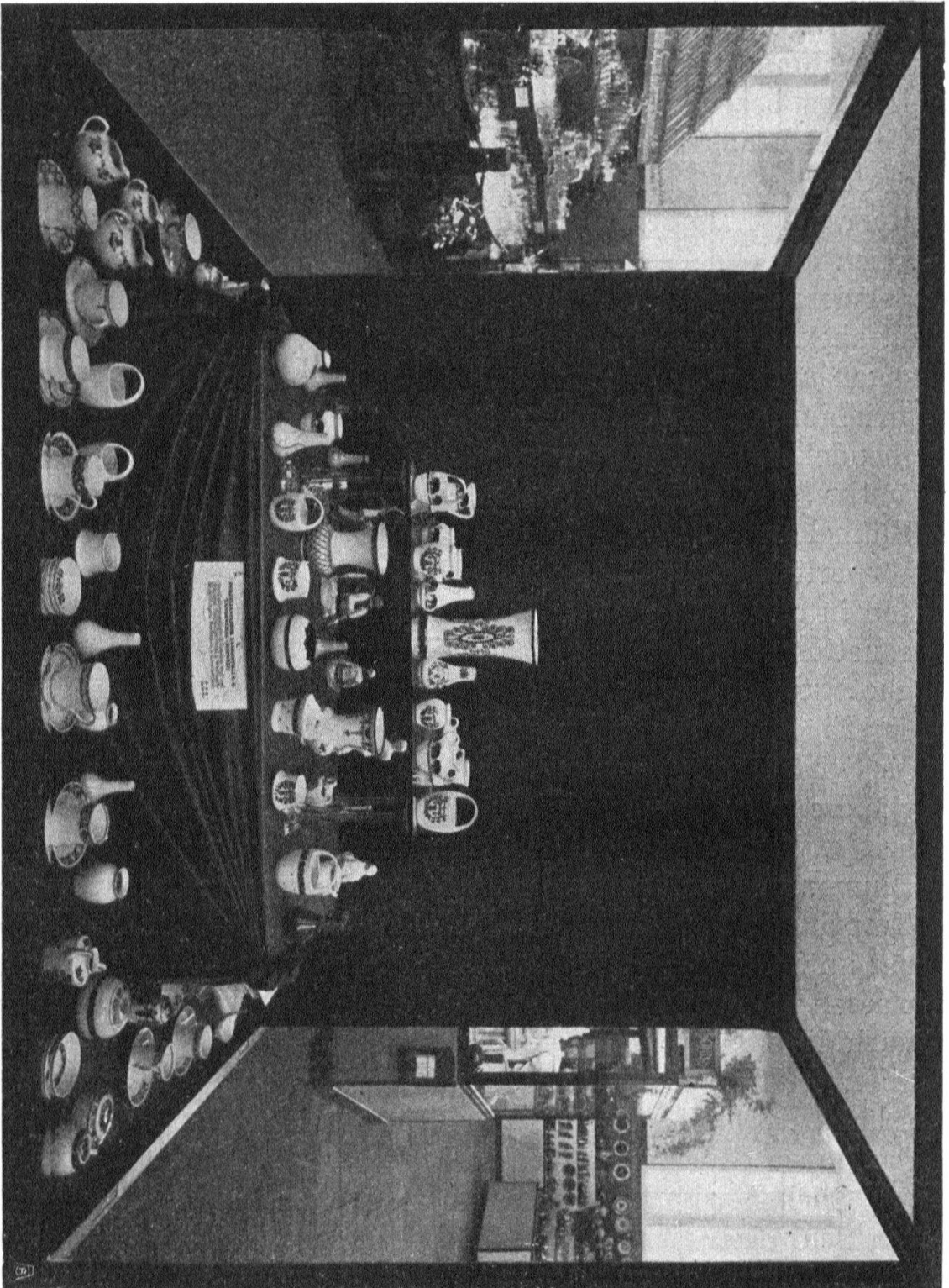
Langenthal stellt in der Hauptsache Service her für den Hotel- und Familienbedarf. An der Schweiz. Landes-Ausstellung 1914 zeigte die Fabrik eine grössere Zahl von Proben aus Hotelservices, die für bestimmte Häuser angefertigt waren. Eine Auswahl davon gelangt in der Aufnahme auf Seite 324 zur Abbildung. Die Formen der Teller und Tassen sind möglichst einfach gehalten, wie dies einem Geschirr zukommt, das vielen dienen muss und im Gebrauche arg mitgenommen wird. Die Teller sind durch einen Randstrich bloss oder mit einem Stempelmotiv verziert, das in einer der Form gemässen Verwendung auf den Tassen wiederkehrt. Es freute uns, als sachlich gegebene Verzierung des öfters den Namen des Hotels oder ein heraldisch gut verarbeitetes Hauszeichen und diese in einer dekorativ strengen Art verwendet, anzutreffen. Diese Gepflogenheit erübrigt für die Services jedes-



Vitrine aus der Schweiz. Landesaussstellung mit Langenthaler-Porzellan (Druckstock «Das Werk»).

mal eine besondere Verzierung; sie verdient eine weitgehende Ausgestaltung in der vorgelegten Art. Unter den Stücken für den Familientisch finden wir bisweilen Formen, die wir als zu grob und Dekorationen, die wir als zu naturalistisch durchgeführt bezeichnen müssen. Wenn wir einen eingehenden Vergleich anstellen mit altem Zürcher und Nyoner Geschirr in den besten Stücken, so kann uns daraus das Wesentliche einer guten Porzellan-Verzierung ersichtlich werden. Wir betonen „in den besten Stücken“; denn auch unter jenen alten Services finden wir hie und da Spielereien und Auswüchse; da aber, wo sie sich an die gute Meissener Art hielten, will sagen an die altostasiatische Tradition einer unbedingt materialgerechten Dekoration im Zwiebelmuster, im Streublümchendekor, sind sie streng stilisiert und bieten keine Blumenmotive, die eine Naturähnlichkeit anstreben, winden nicht Blümchen, mit Stengeln und Blättchen, fein abgeschattiert, wie körperliche Gebilde auf der Fläche des Porzellans, oder reihen in einer bitteren Erfindungsarmut Gans an Gans in Silhouetten zu einem Randfries. Sinnwidrig, falsch ist es, eine photographisch getreue Nachbildung der Natur als Dekor auf der Fläche des Porzellans zu verwenden. Das haben die Alten, die wirklichen Kenner nie getan. Das Zwiebelmuster bietet, wie die hier abgebildeten Stücke von Zürich in aller Deutlichkeit erweisen, keine Blume aus einem Herbarium; es sind Blumenmotive, frei verwertet, aus einem geschmackssicheren Empfinden heraus. Und das Streublümchen-Muster Nyon hat im Services Mille fleurs bloss einen Satz von Tellern und Tassen mit einem lose verbundenen Kränzchen verziert und auch dies nicht in eigentlich naturalistischer Art, während auf allen andern einzelne Blümchen, dekorativ umgezeichnet, scheinbar wahllos und doch mit einem seltenen Geschick über das ganze Stück verstreut erscheinen.

Suchen wir dermassen Rat und Anknüpfung bei den alten Schweizer-Services; das wird uns fördern. Wir legen Gewicht darauf, gerade das alte Schweizer-Porzellan in dieser Weise zu beachten; nicht bloss aus Gründen der Pietät und besonderer Ergebenheit, sondern aus wohlüberlegten Folgerungen: Denn die Schweizer-Fabriken kamen nie in den



Vitrine aus der Schweiz. Landesausstellung mit Langenthaler-Porzellan (Druckstock «Das Werk»).

Fall Luxusstücke herzustellen. Ihnen stund kein Fürstenhof zur Seite, der in Prunkgefässen und reichen Servicen einen edlen Wetteifer bekundete. Sie beschränkten sich auf die Herstellung von Gebrauchsgeschirr, taten dies aber mit einer Sorgfalt, die einzig dasteht in der gesamten Geschichte der Porzellanmanufakturen. Und sie hatten auch den Ruf in diesem Genre, in der Masse, in den Formen und vor allem im Dekor ihrer Zeit das Bestmögliche zu leisten. Auch unsere heutige Produktion muss ohne weiteres auf die Herstellung von Gebrauchsgeschirr abstellen, hat demnach den nämlichen Bedürfnissen wie unsere früheren Fabriken zu dienen. Achten wir darauf wie sie diesen nachgekommen sind. Beachten wir, dass ihre besten Dekorations-Motive nie Naturnachahmungen, dass die Vignetten, von Gessner gezeichnet, und die Landschaften keine Photographien (Chromdrucke!), sondern strenge Zeichnungen im Sinne der alten Stiche sind. So hat denn Gottfried Keller schon in der vorangestellten Beschreibung mit sicherem Empfinden diesen Unterschied vermerkt, wenn er jedes dieser „hundert kleinern und grössern Bildwerklein“ als „eine Erfindung, ein Idyllion, ein Sinngedicht“ charakterisiert. Wohlvermerkt, nicht einer Nachahmung, dem Kopieren der alten Muster reden wir das Wort; dies auf keinen Fall. Jene besten Stücke sind im Modell unter der Hand von geschickten, fast architektonisch fein empfindenden Modelleuren entstanden und von wirklich rassig schaffenden Künstlern alsdann der Form gemäss verziert worden. Und so wie damals künstlerische Kräfte ausschlaggebend waren, kann uns auch heute nur von dieser Seite die Rettung werden. Nur im künstlerischen Schaffen liegt die Entfaltungsmöglichkeit und jene Kraft, die notwendig ist, um aus einer früheren Technik etwas Neues, Lebendiges herauszuholen, das restlos Freude bereiten kann. Das hat uns die erneute Entwicklung der Glasmalerei, der Stoffdruckerei, der Lithographie doch eindringlich genug gezeigt und daher muss sich auch die Porzellanfabrikation ihre Anregungen holen, will sie ihren Platz behaupten und sich eine Entwicklung sichern. Es gilt, jene Künstler zu finden, die selber Freude hegen an der eleganten Form einer Terrine, eines Sauciers, die

sich die abgesteckten Grenzen des Materials, die beschränkten Formen der Stempelverzierung merken, die im Sinn von Gottfried Keller schaffen, so, „dass alle diese Dinge, Nymphen, Satyrn, Hirten, Rinder, Landschaften und Blumenwerke mit leichter und sicherer Hand hingeworfen waren und jedes an seinem rechten Platz erschien, nicht als die Arbeit eines Fabrikmalers, sondern als diejenige eines spielenden Künstlers“.

Damit müsste das neue schweizerische Porzellan einen eigenen Charakter erlangen; es würde sich einen Namen machen. Und das tut not. Denn die Rohmaterialien müssen zum Teil aus dem Ausland bezogen werden. Fracht und Zoll und höhere Lohnansätze verteuern das Geschirr, so dass das ausländische Fabrikat bei unseren Geschirrhändlern mit billigen Preisen die Konkurrenz besteht. Mit den billigen Ansätzen können wir nie konkurrieren. Nehmen wir uns aber vor, ein Gebrauchsgeschirr im Sinne der Alten herzustellen, einfach aber fein in der Form und im Material, rassig im Dekor, so werden wir damit den Kampf bestehen. Denn eine Schande ist es, dass wir 1912 noch, nachdem doch eine einheimische Fabrik besteht, Fr. 2,440,000 ins Ausland wandern lassen, um unsern Familientisch mit fremdem Porzellan zu schmücken. Hier liegt des fernern ein Gebiet rastloser Tätigkeit: Auf den Sommer 1918 (Mai—August) bereitet der Schweiz. Werkbund eine Ausstellung in Zürich vor. In dieser sollen in erster Linie vollständig ausgestattete Wohnräume für den Arbeiter- und Mittelstand gezeigt werden. Und unter den letztern selbstverständlich Esszimmer und Küchen mit Geschirr. Daraufhin sollten heute schon Vorbereitungen getroffen werden, um vor den vielen Besuchern und vielmehr vor den Besucherinnen Schweizer Porzellan in mannigfacher Anwendung zu zeigen. Unsere Frauen, unser Nachwuchs müssten den Sinn für eine feinere Lebenshaltung gewinnen, dass sie wirklich Freude und ein köstliches Vergnügen finden, das gastliche Haus, den einfachsten Familientisch zu schmücken mit weissem Linnen, gutem Geschirr und Besteck und Blumen, dass sie nicht ohne Entzücken und heimliches Verlangen von der Tafelordnung in Gott-

fried Kellers Landvogt lesen: „Das feine, spröde Eis über den Herzen war nun vollends gebrochen. Das Gemach, in welchem der Tisch gedeckt war, leuchtete vom Glanze des blauen Himmels und des noch blauerer Seespiegels, der durch die hohen Fenster hereinströmte; wenn aber das Auge hinausstreifte, so wurde es gleich beruhigt durch das jenseitige junggrüne Maienland. Auf dem runden Tisch, inmitten des Gemaches glänzte ein zarter Frühling von Blumen und Lichtfunken; denn er war auf das zierlichste gedeckt und geschmückt mit allem, was der Landvogt aus den Gärten, wie aus den Schränken und der Altväterzeit hatte herbeibringen können.“

Das alte Schweizer-Porzellan ist unter Kennern sehr gesucht und eifertig geschickte Fälscher ziehen schönen Vorteil daraus. Nichts wünsche ich sehnlicher herbei, als Fälschungen von neuem Schweizer-Porzellan zu finden.



Jakob Sumi von Saanen.

Ein Konvertit des 16. Jahrhunderts.

Von Prof. Dr. E. Bähler.

Bekanntlich ist das Saanenland erst 1556 protestantisch geworden. Als die Landschaft, zu welcher das heutige Amt, sowie das Pays d'Enhaut gehörten, 1555 durch den Konkurs des Grafen von Greyerz an Bern übergegangen war, wünschten ihre Bewohner, „bei ihrer Religion, den sieben Sakramenten und

ihrer christlichen Ordnung belassen zu werden.“ Aber Bern war nicht gewillt, seinen neuen Untertanen die freie Religionsausübung zu gestatten. Die Messe wurde abgeschafft, und die Eingliederung der Kirchengemeinden in das bernische reformierte Kirchenwesen sogleich an die Hand genommen. Der Dekan Johann Haller von Bern, Wilhelm Farel von Neuenburg und Hugo Turtaz, der Pfarrer von Merlach, sind in die Landschaft abgeordnet worden, um durch Predigt und Unterricht die Bevölkerung zu dem ihr aufgenötigten Schritte geneigter zu machen.

Vergeblich suchten die Saaner Unterstützung bei den katholischen Ständen, die am 2. Februar und 2. März 1555 über diese Angelegenheit berieten, aber schliesslich doch der Sache ihren Lauf liessen. Doch verzichtete Saanen ungerne auf seine politischen Rechte, wie auf seine kirchliche Freiheit. Es kam zu revolutionären Erhebungen, ja es floss Blut, und es dauerte einige Zeit, bis die Bewegung sich legte.

Immerhin muss es doch in der Landschaft Saanen, lange vor ihrer Vereinigung mit Bern, Leute gegeben haben, die der Reformation zuneigten und sich ihr anschlossen. Dahin gehörte ein Schneider, namens Sumi, der allerdings aus seiner Heimat fortgezogen war und, wie es scheint, in Bern lebte. Über den Sohn dieses Schneiders, Jakob Sumi, den späteren Pfarrer von Spiez, enthalten die 1747 im „Museum Helveticum“ erschienenen und im „Archiv des Historischen Vereins“ 1917 in deutscher Übersetzung veröffentlichten Tagebücher des obgenannten Dekans Haller folgende Mitteilungen.

„Am 24. Januar 1553 kam zum erstenmale Jakob Sumi, Leutpriester oder Pfarrer zu Stans in Unterwalden, nach Bern. Er war von nur mittelmässiger Erkenntnis der Wahrheit. Er war ein Saaner nach seiner Heimat. Zum Vater hatte er einen Schneider, der lange in der Stadt und Landschaft Bern sich aufgehalten und zu den Ersten gehört hatte, die hierzulande dem Evangelium sich hinneigten. Und nicht nur war er dem Evangelium geneigt, sondern bekannte es auch aufs Standhafteste und studierte so eifrig die heilige Schrift,

dass ich von denen, die ihn kannten, oft sagen hörte, es sei ihm damals niemand gleichgekommen im Zitieren von Bibelstellen. Er starb, von einem Priester erstochen, und hinterliess diesen Sohn. Nach des Vaters Tode zog die Mutter mit dem Knaben nach Unterwalden. Hier zum Schuldienst zugezogen, ist er schliesslich zum Priester geweiht und der Kirche zu Stans vorgesetzt worden. Aber unterdessen hatte er doch von seiner Mutter her vielfache Kenntniss der evangelischen Lehre geschöpft und kam auf diese Weise auch zum Lesen der Schrift, aus welcher das Licht der Wahrheit ihm so hell aufleuchtete, dass er an eine Ortsveränderung zu denken begann. Dann hatte er auch Gelegenheit, Vieles zu lernen von einem gewissen Zürcher, Theobald Engeli, einem Bäcker, der in Unterwalden in dem nämlichen Orte wohnte. Mit diesem Manne, der die Wahrheit voll kannte, hat er viel verkehrt und ist von ihm gestärkt worden. Dazu kam noch, dass eine ehrbare Matrone, für den Fall, dass er seinen Wohnort ändere und zu den Evangelischen übersiedle, ihm die Heirat versprochen hatte. Bei gegebener Gelegenheit gab er vor, es sei ihm in der bernischen Landschaft Hasli eine Erbschaft zugefallen, verlangte eine öffentliche Empfehlung, nahm als Gefährten den schon genannten Bäcker mit sich und kam nach Hasli. Aber bald nach seiner Abreise begann das Gerücht von seinem Abfall und seiner Verhehlung sich zu verbreiten. Es wurden ihm Leute nachgeschickt, die ihn unterwegs zurückhalten sollten. Aber schon hatte er den Brünigberg überstiegen. Nachdem er zu Hasli ein Empfehlungsschreiben erhalten hatte, kam er hierher und eröffnete uns seinen Entschluss. Er wusste nicht, dass er seinen Landsleuten schon verraten worden war. So hatte er sich vorgenommen, dorthin zurückzukehren, seine Habseligkeiten zusammenzupacken und mit Gelegenheit hierher zu ziehen. Man riet ihm, er möge sich damit beeilen, bevor er verraten würde, und es wurde ihm Unterstützung und Hilfe versprochen, falls er komme. Auf dem Rückweg mit seinem Begleiter am Luzernersee angelangt, erfuhr er, er sei verraten. Der Bäcker, klüger als er, wollte nicht hinüberfahren. Er aber, da er gute Hoffnung hatte, wagte es, sich wiederum dieser

Erde anzuvertrauen. Als er nachts daselbst eingetroffen war, erfuhr er von seinen Freunden, er sei verraten, und wenn entdeckt, werde er das Schlimmste erdulden. Da wurde er von einem Genossen in einer Grube versteckt, in der man Rüben aufbewahrte. Bald sind die zur Stelle, die ihn suchen und ihm mit dem Feuertod drohen. Sie hatten nämlich seine Ankunft vernommen. Aber er konnte nicht entdeckt werden. Als jene sich zur Ruhe begeben hatten, bestieg er ein Schifflin, fuhr über den See und flüchtete sich wieder zu uns zurück. Dem Entronnenen wurde alles in Beschlag genommen, was er hatte, und seine Bücher sind dem Feuer übergeben worden. Die Frau, der er das Eheversprechen gegeben hatte, wurde verhaftet und erst nach einiger Zeit freigelassen. Nach ihrer Freilassung kam sie nun auch hierher. Hierauf gingen sie miteinander die Ehe ein und leben jetzt in allen Ehren unter uns. Bald darauf wurde er zum Prediger am Siechenhaus ernannt und dann der Kirche von Krauchtal vorgesetzt, wo er bis auf diesen Tag mit Frömmigkeit und Eifer Christus predigt.“

Soweit Johann Haller. Es erübrigt nun noch, auch andere zeitgenössische Quellen über diese Angelegenheit zu befragen. Leider ist die Ausbeute eine geringe. Das erzbischöfliche Archiv in Freiburg im Breisgau enthält über die Wirksamkeit Jakob Sumis im katholischen Kirchendienst keine Mitteilungen. Auch in Stans ist nichts zu finden. Nach den Mitteilungen des Herrn Staatsarchivar Dr. Robert Durrer beginnen die Ratsprotokolle erst 1560, und auch das Kirchenarchiv enthält keine Angaben über den aus dem Saanenland stammenden Kirchherrn von Stans. Dagegen erwähnt der eifrige Sammler Kaplan A. Odermatt in seinem handschriftlichen Schematismus der Geistlichkeit Nidwaldens und in seiner Geschichte der Pfarrkirche von Stans den genannten Sumi ohne Vornamen, mit Berufung auf einen Brief des Rates von Luzern vom 29. Juni 1553, worin die Nidwaldner die Luzerner bitten, ihnen den Kirchherren von Stans, der mit einer Weibsperson ins Bernergebiet geflohen sei, im Betretungsfalle auszuliefern.

Den Amtsantritt Sumis in Stans kennt Odermatt nicht.

1547, den 2. Februar, war noch Thomas Riebmann als Pfarrer von Stans bei der Wahl des Engelberger Abtes Johannes Spörlin anwesend. Wann Sumi endgültig seinen Posten in Stans verliess und in dem früheren Pfarrer von Horw, Christoph Binder, der noch 1551 daselbst amtierte, einen Nachfolger erhielt, ist ebenfalls nicht nachzuweisen. Dagegen melden uns die Eheregister der Stadt Bern, dass Jakob Sumi daselbst mit Elisabeth Buchholzer am 4. März 1553 in den Ehestand trat. Die Buchholzer sind eine alte Unterwaldner Familie, die freilich seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts keine Rolle mehr spielte.

Frau Sumi hatte noch einen Bruder, Andreas Buchholzer, mit welchem sie einen ärgerlichen Handel wegen ihres Vermögens zu führen sich genötigt sah. Fünf Schreiben des Rates von Bern an Luzern, im Luzernischen Staatsarchiv unter der Abteilung: „Kirchensachen, Nidwalden“ aufbewahrt, geben einige Auskunft über diesen Streit zwischen den beiden Geschwistern. Am 1. März 1553 meldet Bern an Luzern, nachdem der gewesene Pfarrer von Stans hierher gekommen und seine Ehefrau ihm nachgefolgt sei, „syennd derselbigen kleyder ouch ettwas silbergschirrs inen beiden zugehörige in üwere statt kommen welliche iro gemellter frouwen bruder verpotten habind und inen nit gevollgen mögend“. Die luzernische Obrigkeit wird ersucht, mit dem Bruder der Frau Sumi, Andreas Buchholzer, zu reden und ihn zu veranlassen, seiner Schwester Gut herauszugeben.

Ein zweites Schreiben vom 21. Juni 1553, in welchem wir erfahren, dass Frau Sumi schon einmal, und zwar mit einem Kaspar Waser, verheiratet gewesen war, lässt erkennen, dass Andreas Buchholzer nur widerwillig sich herbeiliess, diesem Verlangen zu entsprechen. Er liess zwar seinem Schwager mitteilen, er möge mit einigen Rossen sich in Langnau einfinden, er, Buchholzer, werde das Gut seiner Schwester dorthin schaffen lassen. Sumi fand sich wirklich in Langnau ein, hatte Mühe und Kosten; wer aber nicht erschien, war sein Schwager. Da Frau Sumi ohnehin 120 Kronen Kapital, die sie in Unterwalden hinterlegt hatte, verlor, ersuchte ihr Gatte durch Vermittlung des Rates von Bern

die Luzerner um so dringlicher, den harthörigen Bruder geneigter zu stimmen. Aber Buchholzer liess nichts von sich hören, so dass am 23. Juli 1553 ein Stadtläufer mit einem Schreiben, das diese Bitte wiederholte, nach Luzern abging. Endlich erhielt Sumi von Luzern Mitteilung, dass der Handel daselbst vor dem Grossen Rat erledigt werden sollte und seine Ehefrau sich zur Verhandlung in Luzern einzufinden habe. Am 3. August 1553 bat Bern für Frau Sumi um freies Geleit, das ihr auch bewilligt wurde. Frau Sumi reiste nach Luzern. Doch müssen die Verhandlungen für sie peinlich gewesen sein; wenigstens klagte ihr Gatte vor dem bernischen Rate, „dass einer von Unterwalden, Petter von Ewyl genannt, (sie) persönlich und bemellten Sumi, so abwesend war, mit schandlichen Schmätz- und Schandworten angefasst.“ Bern ermangelte nicht, unter Berufung auf das bewilligte Geleit, sich in einem Schreiben vom 15. August 1553 über diesen Zwischenfall zu beschweren. Übrigens hat das Ehepaar den Prozess gegen Andreas Buchholzer gewonnen, wie wir aus einer Eintragung im bernischen Ratsmanual (326/54) vom 16. Oktober 1553 und einem Schreiben des bernischen Rates vom nämlichen Tage vernehmen, in welchem Luzern ersucht wird, dem Jakob Sumi einen Beitrag an seine Kosten verabfolgen zu lassen.

Mittlerweile war Jakob Sumi Ende 1553 oder anfangs 1554 Pfarrer am Siechenhaus in Bern geworden, vertauschte aber im Laufe des Jahres 1554 diese Stelle mit der Pfarrei Krauchtal. Dienstag vor Auffahrt 1554 hatte er, noch als „predicant zum Siechen“, seinen Namen in den sogenannten Praedikantenrodel eingetragen, durch welche Unterschrift er sich verpflichtete, sich an die Disputationsakten von 1528 und den Synodus von 1532 zu halten und sich jeglicher Neuerungen, namentlich lutheranisierender Abweichungen, zu enthalten. Über sein Privatleben fehlen jegliche Nachrichten. Nur soviel ergibt sich aus einer Äusserung Johann Hallers, dass Sumi ein wackerer, frommer Pfarrer war, im Gegensatz zu einem andern Konvertiten und Landsmann, dem früheren Pfarrer von Sarmenstorf, Meinrad Infanger aus Nidwalden, der im katholischen Kirchendienste unmöglich geworden,

auch in der bernischen Kirche, in vierzigjährigem Pfarramt von 1555—1595, als Pfarrer von Bremgarten, Lauperswil, Bürglen, Ferenbalm und Hasli bei Burgdorf, sich so unrühmlich hielt, dass man sich nur über die Nachsicht verwundern muss, mit der man ihn, gewiss zum Schaden der von ihm pastorisierten Gemeinden, so lange sein Wesen treiben liess, bis er schliesslich doch aus Stadt und Land verwiesen worden ist.

Jakob Sumi wurde im Jahre 1559 zum Pfarrer von Spiez erwählt. Er ist aber daselbst schon 1565 an der Pest gestorben, offenbar als Opfer seines Berufes. Jakob Sumi scheint der erste und letzte Vertreter seines Namens in der bernischen Geistlichkeit gewesen zu sein. Doch hat sich in Saanen das Geschlecht der Sumi bis auf den heutigen Tag erhalten.

Beiträge zur Heimatkunde von Wohlen.

Von Hans Buchmüller.

(Vergleiche Jahrgang VI, Heft 3 und Jahrgang XI, Heft 3 dieser Blätter.)

Die Aufzeichnungen des Dekans Brandolf Wasmer.



Brandolf Wasmer, Diener am Worte Gottes zu Wohlen,¹⁾ hat als erste Eintragung niedergeschrieben, was das Urbar enthalten sollte:

1. Die korngülten und gültverschreibungen.

2. Die kirchen und Dorfsachen, und was von einer zeit zur andern nütliches und erbauliches abgehandelt;

item welche zu gemeindsgenoßen uff und angenommen worden;

3. Die kilchenrechnungen und wie sy von einer zeit zur andern ghalten worden; item die christlichen stühren, waß

¹⁾ Ueber denselben siehe: Die bernische Landschulordnung und ihre Vorgeschichte, von H. Buchmüller. Verlag Dr. Gustav Grunau, Bern.